

Die poetische Literatur der alten Israeliten.
Kritische Skizze von Dr. B. F. Guttenstein. —
Mannheim, bei Hoff. 1835.

Der Verf. dieser mehr der gelehrten als der ästhetischen Würdigung angehörigen Schrift macht den Versuch, die heiligen Bücher des alten Bundes unter den poetischen Gesichtspunkt zu fixiren und stellt darüber anziehende Betrachtungen auf, indem er von dem Gedanken ausgeht, daß diese Hinterlassenschaft zunächst nicht anders als für Ergüsse des poetischen Sinnes der Hebräer, der freilich eine wesentlich didaktische Richtung genommen hatte, zu halten sey. Wir können ihm diese Prämisse unbedenklich zugeben, um so mehr, als die heiligen Bücher ja die Summe aller Literatur-Reste der alten Hebräer enthalten, und außer ihnen sich keine Spuren davon finden. Die poetischen Bestrebungen der Juden begannen mit der Kosmogonie — wie dieß auch bei den Griechen — Daphneus — und bei den nordischen Völkern der Fall war; später wird sie kriegerisch-nationale Dichtung — seit David Tempel-Poesie, die unter Salomo ihre höchste Ausbildung erreicht, und endlich Mystik und prophetische Poesie, die, der Gegenwart zürnend, in die Zukunft blickt und diese deutet. Gegen diese großen und leicht erkennbaren Abschnitte ist nichts zu erinnern: sie stellen sich von selbst heraus. Der Verf. weist nun die lyrischen Elemente in David, das Lied und die Elegie, die didaktischen Gedichte seiner Nachfolger, endlich das Idyll, das kleinere Epos, ja selbst im Hiob, die Anfänge einer dramatischen Form nach. Im Apolog Jothams ist die Fabel, in der Geschichte Simson's das sinnreiche Räthsel, im Lied der Deborah eine hohe Ausbildung des reinen Liedes unverkennbar. Das Hohelied, auch schlechtweg Minnelied genannt, ist eine Sammlung von Liedern der Liebe, wie schon Herder entwickelte, in denen man bis zum Brautliede die ganze Gattung wiederfindet, und denen die Scholastik nur eine ganz fremde Deutung zu geben bemüht gewesen ist.

Borzüglich anziehend ist für uns gewesen, was der Verf. von der dramatischen Gestaltung des Buches Hiob nachweist. Er stellt hier Monolog, Dialog, Gruppe, Scene, Katastrophe, Peripetie und alle übrigen wesentli-

chen Erkennungszeichen des Drama's deutlich heraus; er erkennt in Hiob selbst eine fingirte oder ganz mythische Person, wie denn wirklich sein Name unter den ersten Nachkommen Noah's vorkommt, und hält auch die anderen sprechenden Personen, Eliphas, Zophar, Elihu u. s. w., für fingirte und streitet ihnen allen den historischen Charakter ab. Die Talmudisten selbst nennen das Buch Hiob ein Marchal, Lehrgedicht; Abn Isra glaubt es aus einer fremden Sprache übersezt, und in der That findet sich darin keine Andeutung auf die mosaische Geschehung: vor-mosaisch, wie Eichhorn meint, ist es jedoch gewiß nicht. Durch dieß Alles öffnet sich uns ein ganz neuer Einblick in die Bücher des alten Testaments, die auf einmal in ihrem poetischen Charakter heraustreten und mit diesem sich an die späteren mystischen und prophetischen Werke mehr anschließen.

Das Werk ist nicht bloß im Gedanken neu und achtbar, sondern auch wohl geschrieben und jedem Freunde solcher kritischen und ästhetischen Bestrebungen, jedem Liebhaber der Literatur-Historie dringend zu empfehlen.

Wilhelm Neumann's Schriften in zwei Theilen.
I. u. II. Theil. Leipzig, bei Brockhaus. 1835.

Einem Kritiker unserer Tage widersährt wohl eine seltene Ehre, wenn nach seinem Heimgange jenen zerstreuten Anregungen des Augenblickes, die sich Kritiken nennen, ein solcher Werth beigemessen wird, daß man sie sammelt und noch einmal herausgibt. W. Neumann ist dieser Ehre, wie hoch wir sie auch anschlagen, immerhin nicht unwerth. Er war ein schöner, ein durchgebildeter, ein zu harmonischem Abschluß durchgedrungener Geist, aus dessen Art zu sehen und in der Kunst zu urtheilen für Viele noch viel zu lernen ist. Die Erscheinung dieses Buches, dessen Herausgeber sich nicht nennt, ist daher für uns gerechtfertigt.

Auf den kurzen, nur 15 Seiten einnehmenden Lebensumriß folgt im ersten Bande die Sammlung von vierzig mehr oder minder bedeutenden Kritiken, unter welchen sich Jacobi's Briefwechsel, König Ludwig's Gedichte, Stieglis

Bilder des Orients, Jean Paul's Briefwechsel, Börne's Schriften, Cabanis, Rahel, Schenkendorfs Nachlaß, und einige andere besonders auszeichnen. Die Beurtheilung von Scipio Sicata ist ein kleines Meisterstück im Fache der Recension und selbst einer Recension werth, die seine harmonische Rundung bei großer Gedankensfülle anerkennt. Zwölf andere Kritiken, zum Theil, wie die von Chamisso's Gedichten, wahre Kunstwerke, schießen in den zweiten Band über, der jedoch von S. 140 bis 244 eigene Gedichte enthält. Diese zum Theil zierlich im Ausdruck und frisch im Gedanken, wie die Eingang=Sonette, die Epigramme, zum Theil prosaisch aufgefaßt, wie „Gothe's Geburtstag“ und andere, geben Zeugniß von einem durchgebildeten, aber mehr vom Gedanken als von der Phantasie angeregten Geiste, dem nicht die Erkenntniß, wohl aber die Erschaffung des Schönen Mühe macht. Den Beschluß macht eine werthvolle Erzählung: „Versuche und Hindernisse“, eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit, die im Geiste von Rochlis und anderen älteren, aber tüchtigen Erzählern geschrieben, die deutschen Literatur=Wirren vor 30 Jahren vorträgt und Jean Paul und den Triumph Deutschlands gegen einen übermüthigen Feind feiert. Die Geschichte selbst, an der bekanntlich Mehrere, auch Fouqué, Barnhagen, Bernharbi und Andere mitwirkten, und die unvollendet blieb, schließt eine Reihe von Poesien, Kriegs= und Liebesliedern in sich, und rundet sich erträglich mit einer Schluß=Canzone ab, die, eine Nachahmung von Petrarca's 16ten Canzone, Deutschlands Kraft und Beruf, aber auch seinen Zwiespalt besingt.

Deutschland, du theures Herz, Brunnquell des Lebens,
Dich hat das Weh erdrungen,
Die Wunde mehr, als andre bringt Verderben!
Ich, der ein Kind, so liebvoll dich umschlungen,
Immitten kräftigen Strebens,
Soll schauen dich in harter Schmach hinsterven.

Diese Canzone hat alle Kengstlichkeit und Unfügbarkeit einer aus dem Italienischen übersehten an sich, und bezeugt, daß der Verf. es in den poetischen Formen nicht bis zur freien Bewegung zu bringen vermochte.

Sein Name wird durch seine kritischen Arbeiten erhalten werden, welche Eleganz, Tiefe, Schärfe, Wissen und schöne Form in sich vereinigen und die ihn zu den trefflichsten Kritikern Deutschlands stellen und ihn zu einem Recensenten machten, wie ihn jeder einsichtige Autor sich selbst nur wünschen kann.

Die Ohrfeige. Novelle von Dr. Schiff. Hamburg, im Magazin für Buchhandel 2c. 1836.

Das ironische, ja das parodistische Element scheint sich mehr und mehr zu einer Lieblingsphäre dieses unstreitig geistreichen jungen Autors zu constituiren, und wir wollen gern anerkennen, daß es, wenn es nur darauf ankommt, Geist zu zeigen, das allergünstigste ist. Inzwischen haben Gefühl und schöne, anerkannte Form doch auch ihre unveräußerlichen Rechte an der Dichtung, und diese werden zuweilen von dem jugendlichen Uebermüthe des Dichters verletzt. Die vorliegende Novelle ist ein umgekehrtes Lehrgedicht über die Erziehungskunst, allerdings ein Thema, das zur ironischen Behandlung stark herausfordert. Es ist die Lebens= und Erziehungsgeschichte eines jungen Menschen aus dem Mittelstande, der aus den Händen schlauer weiblicher Pädagogik in die rohe Hand eines vom Leben gewirkten Rittmeisters, der die brave Natur selbst ist, übergeht. Der Eingang, Klugheitsregeln für weibliche Erzieherinnen darbietend, giebt dem Verf. den meisten Anlaß, Geist und Erfahrung, Beobachtung und Laune zu zeigen. Hier treffen wir in der That auf treffliche Sachen; die weitere Geschichte ist jedoch ziemlich gewöhnlicher Art und kommt meist auf die Beutelschneiderei eines Pseudo=Engländers hinaus, denen wir kein ästhetisches Interesse beilegen können. Den Werth der Geschichte suchen wir daher ausschließlich in dem Eingangskapitel, welches beispielsweise so gute Lehren und so gut ausgedrückte enthält, wie folgende:

„Ueber weiblichen Beruf kann die Erzieherin ihren Eleynnen so viel sagen, als sie will, nur nicht die Wahrheit. Das schalkhafte Mädchen könnte der Mutter sagen: Das hat mir Mamsell gesagt, und die Erzieherin würde zur Rede gestellt. Ueber Religion und Politik hat eine Erzieherin nichts zu reden, denn Leute von Erziehung reden nicht darüber. Sollten beide Eltern verschiedener Religionsansicht seyn, so ist es am besten, dem Vater beizustimmen, denn Frauen dulden eher, was sie nicht beifst, als Männer. Ueber Theater, Concerte, Kunstausstellungen reden Sie, was Sie wollen; Sie werden finden, daß es das größte Vergnügen ist, über Dinge zu reden, die man nicht versteht, 2c.“

Dem talentvollen Verf. dieser Novelle (die dem jüngst aufgestellten Begriff der Novelle jedoch schlecht entspricht) fehlt ein höheres Ziel und feste Verfolgung desselben. Er schwankt, und der wankende Schütze trifft nicht in's Schwarze.

Die Eroberung Siciliens durch die Araber.
Historische Novelle von F. v. Alvensleben. Bild-
burghausen, 1835, bei Kesselfring.

Wir nehmen an dieser, nach dem herkömmlichen Re-
cepte für historische Novellen gefertigten Erzählung nichts
wahr, was zu besonderer Hervorhebung berechtigte. Die
Geschichte ist nicht ohne Interesse, gut vorgetragen und
gibt eine ganz gefällige Taschenbuch-Erzählung ab, ohne
weder in Charakterzeichnung, noch in Verwicklung, Natur-
schilderung oder Reflexion Ausgezeichnetes und Besonderes
dazubieten. Mehr Eigenthümlichkeit als diese macht die
ihr angehängte, auf dem Titelblatte nicht angedeutete Er-
zählung: „Der Wiederkauf des Erstgeborenen“, eine jüdi-
sche Sittenschilderung, geltend, welche zu den besten unter
den uns bekannten Erfindungen dieses Erzählers zu rech-
nen ist, wofern es seine eigene ist. Wir ahnen einen fran-
zösischen Ursprung. Wie dem auch sey, die Skizze ist
wirkungsvoll und im hohen Grade eigenthümlich. Auf der
Zeremonie des Wiederkaufs eines Neugeborenen fußend, so-
dert ein junger Rabbiner, Etino Cohenne, seinen eigenen
Sohn von dem alten Hozny zurück, eine Forderung, die
nur von dem mitwissenden Leser, sonst von Niemand unter
den Anwesenden verstanden wird. Hierin beruht das In-
teresse der Erzählung, die zu einem guten Schluß geführt
ist. — Unter den mehrfachen Proben von Talent, die der
Verf. schon abgelegt hat, nimmt diese Erzählung immer-
hin ihre Stelle ein; für sein Vermögen, ein größeres Ge-
mälde zu umfassen und kunstgerecht zu ordnen, erwarten
wir jedoch noch immer den Beweis. Es ist für den Ver-
fasser Zeit, ihn abzulegen.

Briefe eines Liebenden. Von Leopold Bornig.
Köln, bei Ludwig Rohnen. 1836.

Die Meinung des Verf. bei diesem ziemlich formlosen
und unkünstlerischen Produkt, das durch zwei Briefe
Schleiermachers eingeführt wird, ist schwer zu artikuliren.
So viel erkennt man inzwischen leicht, daß die mystische
Gefühlswelt sich in der Brust des Autors festgesetzt hat
und ihn — wovon schon Schleiermacher warnt — in die
quietistische Empfindungsschwärmerei, in jenen Gefühlstau-
mel hinübergezogen hat, aus dem eine Erlösung schwer
möglich ist. Nur die That konnte diese herbeiführen, und
zu einer solchen scheint uns der Verfasser nicht sehr auf-
gelegt zu seyn. Er sucht in der Natur die Liebe; für
den wirklich Sehenden ist sie überall. Was seufzt er
nach ihr? Sie bietet sich ihm dar, er darf sie nur er-

greifen und zur That machen! Diese Richtung der Seele
auf ein mystisches Liebesverhältniß zu der ganzen Schöpf-
ung ist in unserer Literatur genugsam ausgebeutet; wir
sehen es nicht gern, wenn junge Köpfe noch einmal
sich in die Bahn der Achim und Brentano oder gar der
Werner und Consorten stürzen. Als einen Uebergang
mögen wir dergleichen dulden, als Hauptziel ist es uner-
träglich. Der Verf. zeigt uns die Vertiefung; wäre er
Dichter und Künstler, so müßte er uns auch die Er-
lösung zeigen! — Er nennt sich einen Schüler Steffens?
Nun wohl, so ranke er sich auch an dem praktischen Le-
bensgeiste, an der Thatkraft seines Meisters empor!
Bis aber dieß geschehen ist, erlaube er uns, sein Buch als
eine Verirrung, verführerisch und reizend zwar, doch im-
mer als eine Verirrung anzusehen.

Dies hindert uns jedoch nicht, einige poetisch reichge-
schmückte Partien in seiner Schrift anzuerkennen. Zu-
nächst ist der wache Traum, in dem er seine innere Bild-
ungsgeschichte niederlegt, gar hübsch. Er erinnert an ein
bekanntes Bruchstück von Jean Paul, dem der Verfasser
überhaupt wohl nachahmend huldigt. Er erzählt, wie er
von Göthe zu Hegel übergeführt und von „Hegel“ durch
Steffens gerettet wurde. Diese Episode wäre schön, wenn
sie nicht durch eine affectirte Sprache, der in der Apoka-
lypse ähnlich, verunstaltet würde. Nächstdem ist gegen
den Schluß hin „das Märchen vom stillen See“, zart
und voll Poesie, und hier ist auch die Sprache besser. —
Im Ganzen genommen fehlt es dem Verf. offenbar noch
an Durchbildung, sowohl künstlerischer als philosophischer;
er ist zur Zeit noch unfertig, wie Jeder, der das Leben
liebelos nennt und es anfeindet; allein er verspricht.
Sein Gefühlsreichthum wird sich in die Schranken der
Welt zurecht finden lernen und dann wird die hier sicht-
bar werdende Kraft des Gedankens, die sich auf ein Ziel
hin concentrirt, das Schöne erkennen und darstellen
lernen.

Es ist schon gut, daß der Autor von der Gewiß-
heit durchdrungen sey, die Vernunft sey ein köstlich Ding,
aber sie müsse göttlich, nicht menschlich seyn, um die
Wahrheit zum Inhalt zu haben; (S. 64.) und des Le-
bens letzter Zweck sey: Selbstbewußtseyn (S. 101). Am
Schlusse faßt der Verf. seine Gedanken von Gott, Welt
und Menschenthum in einen Gesang zusammen, der von
dem schönen poetischen Vermögen, das in ihm schlummert,
Zeugniß giebt. Dieß Gedicht ist erhaben und von der
reinsten, schönsten Form, so sehr, daß es die vorangehen-
den Briefe weit überflügelt, was Klarheit des Gedankens
und des Ausdrucks betrifft. Hier dünkt uns Beruf zu

109n. Aus den Stürmen der Wünsche und des Lebens kehrt der Dichter in seine alte, selige Ruhe zurück:

O meine Heimath! (ruft er) Wundersüßes Wehen!
 Penelope, o Gattin, sieh dein Glück.
 Odysseus kehrt, dein Gatte kehrt zurück,
 Des Webens dich auf immer zu entheben.
 Dank dir, der Seligkeit, die mich umfangen;
 Wohin du willst, o Liebe, führe mich!
 Hier bring' ich dir mein unverwandelt Ich;
 Nun ist mein Licht in deinem Strahl vergangen!

Mit Schleiermacher rufen wir dem jungen Poeten zu:
 „Nur vor dem Quietismus nehmen Sie sich
 in Acht!“

Die Pilgerschaft der sieben Brüder, oder des
 Goldschmidts Sebastian Hippel Wonne- und Schmerzens-
 tage. Humoristischer Roman von C. Reimann. I.
 II. Band. Nordhausen, bei Müller. 1835.

Wir haben uns dieser in geringen Elementen festge-
 haltenen und durch einen schwerfälligen Styl niedergedrück-
 ten Arbeit nicht erfreuen können, wiewohl des Verfassers
 gesunde Welt- und Lebensansichten, sein guter politischer
 und philosophischer Standpunkt uns von vorn herein
 günstig für dieselbe stimmte. Einige Episoden darin ha-
 ben auch ein Recht, uns zu gefallen, z. B. die Excurse
 gegen den falschen Liberalismus, gegen die Heine'sche An-
 maßung und gegen den Don-Quixotismus der Herren
 Börne und Consorten, inzwischen trägt das Ganze doch
 zu wenig den Stempel künstlerischer Gestaltung und Be-
 herrschung des an sich schon übel gewählten Stoffes an
 sich, als daß wir dieser Erscheinung einige Bedeutung bei-
 messen oder sie einsichtigeren Lesern gar empfehlen könn-
 ten. Wiewohl es nicht an Abenteuern darin fehlt, so
 fehlt diesen Abenteuern doch eben die höhere Bedeutung,
 und es bleibt daher am Ende nichts übrig, als eine mäß-
 sig unterhaltende Erzählung im Geiste von Schilling und
 Laun, doch ohne den Geist dieser Autoren in ihren vollen-

deteren Arbeiten. Des Mittelmäßigen aber ist jedenfalls
 schon zuviel vorhanden.

Schatten des Lebens und der Liebe. Novellen-
 strauß von Carl Eichel. — Berlin, bei Bader.
 1835.

Etwas mehr Bedeutung als der vorhergehenden
 Schrift wohnt jeden Falls dieser Arbeit bei, obgleich auch
 sie sich in geringeren Elementen bewegt und darin gefällt,
 und wiewohl als das vorzüglichste darunter das Studen-
 tenleben hervortritt. Doch schon die Form der Erzähl-
 ung kündigt einen gebildeten und auf das Künstlerische
 gerichteten Geist an, wenn gleich sie nicht neu, vielmehr
 durch den Phantasmus, die Serapionsbrüder und Goethe's
 „Erzählungen Ausgewanderter“ vorgebildet ist. Eine Ge-
 sellschaft zufällig zusammengetroffener junger Männer
 trägt fremde Liebes- und Leidensgeschichten vor, während
 am Schlusse sich alle Elemente eines Romans in ihr
 selbst finden und zu einem tragischen Ausgange führen.
 Dieser Plan des Ganzen ist gut erfunden und verknüpft
 die etwas losen Ingredienzien dieser Erzählungen so ziem-
 lich. Was die Geschichten selbst betrifft, so sind einige
 darunter recht gefällig und kühnigen in der That ein ge-
 wisses Talent an; andere sind langweilig und gering-
 haltig. Hin und wieder begegnen uns Lieder, die keine
 besondere Bedeutung ansprechen und kritische Einblicke,
 welche für einen Anfänger aber gut genug sind. Ueber den
 Humor wird Seite 143 ein gutes Wort gesagt, dessen
 Inhalt ist, daß der Humor stets das Resultat eines halb-
 gebrochenen Herzens sey. Diese Erzählung vom „begei-
 sterten Leo und seinem tragischen Ende“ hat uns über-
 haupt am meisten angesprochen. Viel wird über Koge-
 bue's Tod und Sand's That gesprochen, und die Erzähl-
 ungen bewegen sich überhaupt in dem Elemente der Be-
 schuldigungen gegen die deutsche Jugend des Jahres
 1819. Das Thema ist veraltet und auf alle Weise
 kläbrös; inzwischen schlüpft der Verfasser doch mit ziem-
 lichem Geschick zwischen den Klippen desselben hindurch.
 Wir müssen ihn loben und ihn auffordern, mit Ernst an
 seiner Weiterbildung fortzuarbeiten, da die Sache sich der
 Mühe zu verlohnen scheint.